

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 29 (1939)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Die Wegnarren  
**Autor:** Zinniker, Otto  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637122>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Bruntrut

Die alte Hauptstadt der Mjoie, Bruntrut, mit ihren annähernd siebentaufend Einwohnern hat sich aus einer reichbewegten Geschichte wohlbehalten in die neueste Zeit hinübergerettet. Seinen Ruhm als Schulstadt mit dem Beinamen des jurassischen Athens hat es durch die Stürme des Dreißigjährigen Krieges und der französischen Revolution, unter denen Bruntrut sehr zu leiden hatte, ebenfalls bis auf die heutige Zeit sorgfältig bewahrt. Das alte Jesuiten-Kollegium, das die streitbare Gesellschaft Jesu als letztes Bollwerk geistigen Kulturkampfes zu verteidigen gedachte, ist seit mehr als einem Jahrhundert zu einer gut besuchten bernischen höheren Lehranstalt eingerichtet, und die schmucklose Jesuitenkirche hat man profanen Zwecken (als Turnhalle) zugeführt, ebenso wie das mächtige, zwar etwas verwahrloste Schloß der Fürstbischöfe von Basel jetzt zur Kaserne einer Grenzschutzkompanie geworden und deshalb einigermaßen wiederhergestellt wird. Die Fürstbischöfe von Basel verlegten nach der Einführung der Reformation in Basel im Jahre 1529 ihre Residenz ins Schloß Porrentruy (Bruntrut), das damals fast nur aus dem dreigeschoßigen Bergfried (Tour Réfouse) aus dem 13. Jh. und einem den Grafen von Mömpelgard zugeschriebenen, runden Turm an der Ostseite des Schlosses, dem um das Jahr 1386 erbauten Tour du Cog (Hahnenurm) bestand. Alle übrigen Teile des Schlosses, und eine große Anzahl von bemerkenswerten, schönen Gebäuden in der Stadt, entstanden größtenteils in der Zeit von 1529—1792, als die Fürstbischöfe von Basel, ähnlich wie der Abt von St. Gallen im Städtchen Wil, in der Stadt Bruntrut residierten. Aus dieser Zeit stammen die Barockbauten des Rathhauses, des städtischen Spitals, des Hotel des Halles, jetzigen Post- und Telegraphengebäudes, und andere Gebäude in der Stadt. Die Stadtkirche St. Pierre ist ein vielfach umgestaltetes, altes Bauwerk und birgt neben einem interessanten Kirchenschatz neuerdings auch zwei alte Wandfresken aus der Wende des 15./16. Jhs., die bei der Abtragung eines alten Häuserblocks in einer verschütteten Ka-

pelle entdeckt und in die Pfarrkirche St. Pierre überführt wurden. Die Entwicklung der Stadt in der neuesten Zeit, (sie weist u. a. einen recht starken Güterverkehr von und nach Frankreich auf), hat es notwendig gemacht, daß eine Reihe von alten Bauwerken abgetragen wurden, ähnlich wie jetzt auch Lenzburg seine alte Stadtmauer abträgt, um für neue Stadtteile Platz zu machen. So hat Bruntrut nur noch ein einziges Stadtdor, la Porte de France, unterhalb des Schlosses, das überdies nicht mehr ganz im ursprünglichen Zustand sich befindet. Dann tauchen noch hie und da an der alten Peripherie der Stadt Teile der Stadtmauer auf, ein alter Wehrgang hinter der Stadtkirche St. Pierre und ein wichtiger Bastionsturm an der Ecke der neu renovierten Kantonschule; aber im Großen und Ganzen sind die ältesten mittelalterlichen Teile der Stadt mit Ausnahme denjenigen des von den Fürstbischöfen verlassenen Schlosses neueren Bauten gewichen, und nur die Zeit des Barock präsentiert sich in den schönen Hauptbauten des Städtchens mit einer bemerkenswerten und schönen Gestalt. So schlimm ist es ja nicht mit der Stadt Bruntrut und der Mjoie, wie die Berner meinten, als sie diese Gebiete 1815 durch den Wiener Vertrag zugeteilt erhielten: man habe ihnen den Keller (die Waadt) und die Kornkammer (den Murgau) weggenommen und dafür eine Dachstube (die Mjoie mit Bruntrut) gegeben. Bruntrut war sogar einmal die Hauptstadt der raurachischen Republik (1793) und nachher des französischen Départements du Mont Terrible und lange Zeit vorher die in mancher Belagerung hartnäckig verteidigte Residenz der Fürstbischöfe von Basel, die beim Ausbruch der französischen Revolution hatten flüchten müssen. Jetzt besitzt Bruntrut eine gut fundierte Industrie, namentlich Uhrenindustrie, hat stark besuchte Waren- und Viehmärkte und einen ausgedehnten Handel mit Holz, und ist nach wie vor die viel besuchte Schulstadt des französisch sprechenden Kantonsteils, mit einem zwar etwas rauhen, aber sehr gesunden Klima, das sich auf die Einwohnerschaft des Städtchens recht wohltätig auswirkt.

F. C. M.

## Die Wagnarren

Erzählung von Otto Zinniker

Das Dorf Haltenegg stand auf einem breiten Jurarücken. Mit den weit voneinander abliegenden Häusern und Einzelhöfen verriet die Ortschaft die durch die Jahrhunderte erhaltene alemannische Siedlungsart, deren Eigenwilligkeit und Sonderweise in den Bewohnern fortlebte. Ueber die grauen, braunen und roten Dächer schaute als höchste Erhebung der Gegend der ebenmäßig aufgebaute Belchen herein. Es war, als hätte der Schöpfer diesen Berg in einer Stunde der Sanftmut erschaffen, so ruhig, so bar aller Schroffen und Fluhabstürze nahm er sich im Kreis seiner Nachbarn aus. Wenn der Tag zu Ende ging und die Belchenkuppe in der Abendsonne aufglühte, fiel ein letzter milder Glanz auch auf das Dörfchen Haltenegg.

Ein aufgeweckter Menschenschlag trieb hier sein Wesen. Haltenegg stellte von jeher die besten Soldaten und war landauf, landab durch die reinen Stimmen seiner Sänger bekannt. Die Männer schritten mit verhaltener Kraft über die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Scholle, während die Frauen und Töchter in den hellen Stuben der Seidenbandweberei oblagen. Die Heimindustrie brachte in manchen Haushalt willkommenen Verdienst und hielt in Zeiten der Dürre die schlimmsten Entbehrungen fern. Die Posamenterprodukte aus Haltenegg wurden von den Seidenherren in der Stadt seit alters geschätzt.

Die peinliche Sauberkeit in Wohnung und Ställen, die freundlichen Fuchsen und Geranien auf den Fensterbrettern bezeugten den Ordnungssinn und die bescheidene Hablichkeit der Bevölkerung.

In das hochgelegene, weltoffene Dorf hatten alle Winde freien Zutritt. Die Bise, die zuweilen über die Berge her ein strenges Regiment an sich riß, räumte mit allem Krummen und Verhockten gründlich auf. Durch die gewerbliche Verbundenheit mit der Stadt am Rhein war auch den politischen Meinungen Tür und Tor geöffnet. Alle erdenklichen Parteien hatten in Haltenegg schon ihren Niederschlag und ihre feurigen Verfechter gefunden. Sonst der friedlichste Ort unter der Sonne, glück das Dorf vor kantonalen und eidgenössischen Abstimmungen einem aufgestörten Ameisenhaufen, in welchem alles drunter und drüber wurfelte. In solchen Zeiten trieben die Wogen des Zankes so hoch, daß einer dem andern das Vertrauen entzog und der Nachbar den Nachbar hinter dem Scheunentürchen über die Gasse hinweg behorchte. Nur am Stammtisch im „Leuen“, den die Dorfsalten am Sonntagnachmittag mit erstaunlicher Ausdauer pflegten, gedieh dann etwa noch ein rähes Wort, das von der Runde begeistert aufgenommen und erst im stillen Kämmerlein von jedem einzelnen verständlich erwogen wurde.

Wer in Halteneegg eigene Wege wandelte oder durch sein Auftreten sich sonst etwas Besonderes herausnahm, verlor im Handumdrehen allen Kredit. Das mußte vor Jahren der frischgebackene Pfarrer erfahren, der von der Kanzel herab über den spärlichen Predigtbesuch der Männer unverblümt Klage führte. Die Empörung loderte so versengend in die Nester, daß der Unvorsichtige wohl beraten war, noch vor Ablauf der Amtsperiode nach einer bessern Pfarre Umschau zu halten. Die Herren im Dorfe ließen nicht mit sich spaßen; wer sie in ihrem Tun und Lassen behelligte, stocherte in ein Wespennest.

Die Verbindung mit dem Unterland vermittelten zwei Sträßchen, von denen das eine aus dem Haupttal der Sissel durch baumlose Alpweiden gelassen nach Halteneegg heraufschürte, während sich das andere aus dem Nebental der Rötöl in scharfen Kehren durch ein verwinkeltes Tobel emporzwängte: das erstere und längere hieß der Eselweg, das zweite der Müntelweg. Beide waren holprig, mit tiefen Radfurchen durchsetzt und im Winter bisweilen kaum befahrbar. Alle Vorstellungen bei den zuständigen kantonalen Amtsstellen, auf die Verbesserung der Wegeverhältnisse in der Gemeinde Halteneegg ein Augenmerk zu legen, waren bislang im Sinne der Bertröstung beantwortet worden. Die Leidtragenden dieser Verschleppungstaktik waren vor allen übrigen Wegbenützern zwei unbescholtene Boten aus Halteneegg, die mit ihrer Fuhrhaltereier ihr Brot verdienten. Der eine der beiden, Jakob Bufer, ratterte mit seinem Einspänner zwei- oder dreimal wöchentlich zur anderthalb Marschstunden entfernten Bahnstation im Haupttal hinunter, um eingetroffene Frachten ins Dorf heraufzuschaffen. Der andere, Daniel Grieder, hielt die Verbindung mit dem Nebental der Rötöl aufrecht und beförderte jeden zweiten Wochentag die schweren Arbeitskiten der Posamentier zur Winterau hinunter, wo die Seidenbandfirma für einige umliegende Dörfer eine Ab-lage eingerichtet hatte.

Als Dorfgenossen, die sich gegenseitig in keiner Weise ins Handwerk pfuschten, unterhielten Jakob Bufer und Daniel Grieder gute Kameradschaft. Sie kannten einander von der Schulbank her und trugen bereits die Sechzig auf dem Rücken, ohne jemals miteinander in Streit geraten zu sein. Wenn sie, was zwar nur selten geschah, aus entgegengesetzten Richtungen gleichzeitig in Halteneegg einschwenkten, kehrten sie nach stillschweigender Uebereinkunft zu einem Schöppchen im „Leuen“ ein. Sie leerten ein Glas oder zwei, tauschten ihre Ansichten über das Wetter aus und schimpften über die Mühsal der Wege. Es war das alte Lied, das sie auswendig sangen, der breitschultrige, etwas zu kurz gewachsene Bufer mit großem Baß, der lange, schmale Grieder mit dünnem Tenor. Sie waren auch sonst recht unterschiedliche Naturen.

Der Eselweg-Bote Jakob Bufer, der sich gern an die Sonnseite des Lebens hielt, betreute neben der Fuhrhaltereier ein Wiesen- und Ackerland im Tal der Sissel. Der schmale Besitz bot ihm Anlaß, die Fahrt ins Unterland auch an Tagen anzutreten, da es an der Bahn überhaupt nichts zu bestellen gab. Wenn seinem feinhörigen Ohr die Stunde geschlagen hatte, wägelte er munter dorfaus, knallte unternehmend mit der Geißel und räuchelte auf dem Ladebrücklein aus dem Weichsefloben. Drunten versorgte er sein Rößlein, stattete dem Landstreifen ein Besüchlein ab und verfügte sich auf den Pintenkehr, der sich gelegentlich bis in die späte Nacht hinzog, je nachdem er seine Jagtumpane traf. Droben in Halteneegg hangten Frau und Kinder um seine Bergfahrt; ihr ständiges Bitten und Flehen, das nichtsnutzige Grundstück an der Sissel, das dereinst noch zu ihrem Verderben reichen werde, doch um Gotteswillen zu veräußern, prallte an eine taube Mauer oder reizte Bufer höchstens zu höhnischem Grinsen: „Blödes Weibergeflenn!“ Womit die Sache bis zur nächsten wankenden Heimkehr erledigt war. Die Erkenntnis, daß er mit dem Landverkauf sich am eigenen Wohleben betrügen und den Boden unter den Füßen wegziehen würde, bestärkte ihn im Beharren.

In Halteneegg erfreute sich Bufer beträchtlichen Ansehens. Man zollte ihm Dank, daß er das spärliche Gesprächsbrünnlein des Dorfes mit den an der Bahnstation aufgeschnappten Neuigkeiten aus der weiten Welt zu munterem Plätschern brachte. Fieberte Frankreich in einer Regierungskrise, mottete im Fernen Osten der Krieg, versetzte ein Diktator den europäischen Erdteil in Spannung und Unruhe, so war es der Bote Jakob Bufer, der die ersten und schon ein wenig abgegriffenen Meldungen nach Halteneegg verschleppte und vor Augen und Mund aufsperrenden Zuhörern im „Leuen“ weithin verständlich kommentierte. Er sprach oft während Vierteltstunden, klar, humoristisch, erlauschte Tatsachen aus eigener Machtvollkommenheit umbiegend und mit schmückendem Rankenwerk ergänzend. Und wenn er als Mann von Erfahrung in der Gemeindeversammlung das Wort ergriff, um seine maßgebliche Ansicht kundzutun, hätte sich kein Mitbürger unterstanden, ihm offen entgegenzutreten.

Nur im Winter, wenn meterhoher Schnee das Land in reine Weiße verzauberte und die Schlitten hervorgeholt wurden, legte sich eine gewisse Stille und Einsamkeit um Jakob Bufer. In den langen, kalten Wochen verzichtete er von selbst auf die Lugsfahrten und ließ sich nur zu den allerdringlichsten Botengängen überreden. Aber sobald im März oder April der Föhn vom Belchen herunterstrich und die Dächer im Bergdorf zu tropfen begannen, hob für ihn die hohe Zeit des schwärmrischen Ausstoßens wieder an. Ueberstürzt machte er sich mit dem Fuhrwerk auf den Weg und atmete im Tal den lang entbehrten Ruch, der aus der erwachenden Erde seines Grundstücks aufstieg.

Aus ganz anderem Holz war Daniel Grieder, der Bote vom Müntelweg, geschnitten. Er erblickte den Sinn des Lebens in der genauen Pflichterfüllung. Wo Bufer vorlaut war, übte er Zurückhaltung. Er war der undurchsichtigere von beiden, sodaß man nie bestimmt zu sagen vermochte, wessen man sich von seiner Seite zu versehen hatte. Er kannte keine Ausschweifungen und keine Aufwallungen des Blutes, auch fand er sich nicht dazu berufen, vor versammelter Bürgerschaft mit großer Rede aufzutrompseln. Daniel Grieder maß bedächtig seinen Weg und sorgte mit Fleiß für sein kinderreiches Haus. Mit der Regelmäßigkeit einer Uhr lieferte er durch Sommer und Winter jeden Montag, Mittwoch und Freitag in der Winterau die Erzeugnisse der Heimarbeiter ab und nahm an ihrer Stelle neues Seidengarn in Empfang. Die übrige Zeit verbrachte er selber am Webstuhl, dessen Klappern manchmal bis Mitternacht durch die Stuben ging, je nach der Menge der Aufträge. An den Wirtstisch setzte er sich nur, wenn er Jakob Bufer in die Quere lief; doch hütete er sich bewußt, allzu offensichtlich den spröden Rappenspalter zu spielen; er verklemmte die Abneigung zu unnötigen Genüssen und schlückelte gelassen am Gläschen. Was dem Fuhrmann vom Eselweg an läppigem Leichtsinne in den Adern gährte, befaß Daniel Grieder an zielstrebigem Zähigkeit, um derentwillen er in Halteneegg nicht minder geachtet wurde.

Das gute Einvernehmen der beiden Ränge währte durch Jahrzehnte. Nie war ein aufreizendes, störendes Wort zwischen ihnen gefallen. In Gegenwart seines Kameraden zerbiß Jakob Bufer sogar die respektlosen Sticheleien, die sonst sein Meisterschach waren. Was andere widerspruchlos oder mit der Faust im Saß von ihm hinnahmen, hätte Grieder, der sich wenig auf Spaß verstand, im tiefsten befremdet.

Nach dem großen Krieg vollzog sich in ihrer Freundschaft eine Wandlung. Die Ursache lag in den trüben Verhältnissen der Zeit und wurde gleichsam von außen an sie herangetragen. Denn die Krise in der Seidenbandindustrie nahm von Woche zu Woche verhängnisvollere Formen an. Wenn sonst aus den offenen Fenstern der Posamentierstuben froher Sang zur Arbeit erklang, so wurde es jetzt in den Dorfgassen still, unheimlich still. Die Seidenherren sahen sich gezwungen, eine große Zahl von Webstühlen abzubauen und zum alten Eisen zu werfen. Tag

für Tag füllte sich vor irgendeinem Haus ein Lastauto mit Eisenstangen, Balken und Zahnrädern; die Maschinen hatten ihre Pflicht getan, nun wurden sie erbarmungslos zu Kraut und Feten geschlagen. Schweigend betrachteten die verdienstlos gewordenen Heimarbeiter das Zerstörungswerk; mehr als einer wischte sich verstohlen die Feuchtigkeit von den Wimpern und fragte sich besorgt, wo er instinktiv sein Brot hernehmen sollte. Die von Daniel Grieder nach der Winterau zu befördernden Arbeitslisten wurden immer leichter und geringer an Zahl, und schließlich fielen die Botenfahrten zwischen Halteneegg und dem Tal der Rötel fast gänzlich dahin.

Bevor es zum Äußersten kam, war dem Dorf ein Lichtblick beschieden. Jakob Bufer, der den industriellen Zusammenbruch auf die leichte Schulter nahm und nach wie vor zur Bahnstation hinunterkutschte, als ob nichts geschehen wäre, wußte nämlich eines Abends im „Leuen“ zu berichten, der Regierungsrat habe sich zur Vorbereitung von Stützungsmaßnahmen entschlossen. Durch manche Enttäuschung gewizigt, glaubten die Halteneegger nur, was sie mit eigenen Augen festzustellen vermochten. Bufer aber, der keine Widerrede duldete, hieb mit der Faust auf den Tisch:

„Ihr Tröpfe werdet es schon sehen; mein Gewährsmann sitzt im Landrat und weiß Bescheid!“

Der „Sisseler Anzeiger“, der sich als Wochenblatt nur jeden Samstag nach Halteneegg hinauf verirrt, teilte den neugierigen Lesern bald darauf nähere Einzelheiten in dieser Sache mit. Vor allem war in sämtlichen von der Krise betroffenen Gebieten die Durchführung einer Gemüsebauaktion geplant. Man dachte an die systematische Anpflanzung von Bohnen, Erbsen, Zwiebeln, Sellerie, Lauch und Blumenkohl, wobei eine amtliche Zentralfstelle den Absatz auf städtischen Märkten, namentlich aber in Konservenfabriken sicherstellen sollte. Endlich war die Rede davon, in den klimatisch bevorzugten Gegenden versuchsweise den Anbau von Tabak an die Hand zu nehmen. Auf das größte Interesse stieß in Halteneegg jedoch die Bekanntmachung, daß die kantonale Baudirektion mit der Vorlegung eines Straßenausbauprogramms beauftragt worden war. In den Rahmen der bald in Angriff zu nehmenden Notstandsarbeiten war als eine der ersten und am schwersten bedrängten Gemeinden das Bergdorf am Fuße des Belchen einbezogen.

Die Staatsmaschine funktionierte diesmal ohne Anstoß und Stockung. Viel rascher, als man es sonst gewohnt war, schritten die Kantonsbehörden zur Verwirklichung ihres Hilfsversprechens. Für Halteneegg war der Ausbau eines der beiden Talsträßchen in Aussicht genommen. Und das Entgegenkommen reichte überraschenderweise so weit, daß man der subventionspflichtigen Gemeinde die Wahl des zu korrigierenden Weges überlassen wollte.

Diese Gutmütigkeit wurde mit schmählichem Undank belohnt. Denn über der Frage: Efelweg oder Müntelweg loderte sofort ein Streit auf, der das ganze Dorf in seinen Strudel riß und alles von oben nach unten kehrte. Im Umsehn teilte sich Halteneegg in zwei scharf getrennte Lager, und von diesem Augenblick an ging der Teufel um. Die erhitzten Köpfe des regsam und kampflustigen Böckleins rieben sich aneinander, daß die Funken stoben. Der zur öffentlichen Diskussionsarena erhobene „Leuen“ heimte trotz der magern Zeiten reiche Ernte ein. Sein Besitzer, Alexander Knüsli, der sonst das Gras wachsen hörte, stellte diesmal sein Licht gekünstelt unter den Scheffel, da er es mit keiner der sich befehdenden Parteien verderben wollte. Er bewegte sich geschäftstüchtig auf der goldenen neutralen Linie, und wenn ihn der eine und andere zur Meinungsäußerung drängte, brummte er flau:

„Mir wei luege.“

Mit vier Ackergäulen wäre kein Bröcklein mehr aus ihm herauszubringen gewesen. Selbst die Beredsamkeit Jakob Bu-

fers bligte an des Bintenwirts Zugenöpftheit resultatlos ab. Auch Drohungen parierte er mit gleichmütigem Achselzucken.

„Warte nur, bis der Efelweg zur Autostraße ausgebaut ist und der ‚Leuen‘ Konkurrenz erhält!“ rüßte man ihm etwa auf den Leib. Doch Knüsli müßte unerfrohen: „He, he, wei luege“.

Im Mittelpunkt des Dorfstreites stand die Verfeindung der beiden Boten, die bisher in Eintracht und Frieden nebeneinander ausgekommen waren. Sobald von zwei Korrektionsprojekten die Rede war, zwischen denen die Halteneegger zu wählen hatten, rührte Jakob Bufer mit Macht die Trommel für den Efelweg. Sein durchaus klares und für seine Person vernünftiges Handeln stieß bei keinem Menschen auf Bewunderung. Aber ebenso begriff man in der hintersten Hütte Daniel Grieder, der sich zielbewußt und eindeutig dafür einsetzte, daß dem womöglich noch ärger verlotterten Müntelweg der Vorzug gegeben würde. Denn für ihn war es ausgemacht, daß auf seiner Bergseite endlich einmal zum Rechten gesehen werden mußte; und im Hinblick auf das Wohl der Heimarbeiter und der Gemeinde im allgemeinen bemühte es ihn außerordentlich, daß eine gegenteilige Ansicht überhaupt ernsthaft erwogen wurde. Bufer besaß nur eine Karte, um seinen Wünschen zum Durchbruch zu verhelfen, aber eine, die stach: er schoß sämtliche Argumente der Grieder-Partei mit dem Trumpe ab, daß der Efelweg das wirtschaftlich weit wichtigere Haupttal verbinde und durch die erheblichere Streckenlänge viel bedeutenderen Ausführungsarbeiten rufe, was, wie der letzte ehrliche Mann zugeben müsse, im allerhöchsten Interesse des von der Krise heimgesuchten Dorfes liege.

Von einem Tag zum andern veragten sich Jakob Bufer und Daniel Grieder den Gruß. Und dann wurde alle Rücksichtnahme ohne Wimpernzucken beiseite geschoben. Jeder warb fortan an seinem Ort und auf seine Weise Anhänger und Stoßtruppen für die von ihm als richtig befundene Sache. In den Gesprächen der Halteneegger hatte nichts anderes mehr Platz als der bevorstehende Wegbau, der wieder Leben und Verdienst unter die Leute bringen würde. Auf der Wiese und auf dem Acker, in Küche und Stube, im Milchhäuschen und auf der Straße, überall, wo sich zwei Mitbürger trafen, wurde laut oder im Flüsterton, aber immer mit unterstreichenden Gebärden disputiert, als ginge es um den Fortbestand der Welt. Sogar der Schuljugend bemächtigte sich die Erregung. Die ungattigen Schlingel der obern Klassen sonderten sich nach dem Vorbild der Väter in ein Efelweg- und ein Müntelweglager, und in den Pausen kam es fast täglich zu verknäuelten Kaufereien mit Beulen und Nasenbluten. In diesem denkwürdigen Kriegssommer hatten die Mütter von Halteneegg mehr zerrissene Hosenhöden zu flicken, als während der ganzen übrigen Zeit ihres sorgenvollen Lebens.

Die Dorfpinde, das Reich Jakob Bufers, hatte sich in eine lärmige Hölle verwandelt. Dort führte der Efelweg-Bote im Kreis der Bauern, deren Kleider einen warmen Stallgeruch verströmten, allabendlich das große Wort. Wenn bei gewissen Glanzstellen des Vortrages seine dunkle Stimme nicht ausreichen wollte, klopfte er zur Befräftigung mit der Faust auf den Tisch, daß die Flaschen und Gläser flogen. So sammelte er einen starken Haß um sich, den er ausgiebig mit Trankfame und saftigen Lobspriichen über das Efelweg-Projekt traktierte. Der Aufruhr in Halteneegg hatte zur Folge, daß Bufer, dessen Anwesenheit im Dorfe dringend geboten war, nun selten mehr drunten an der Bahnstation bei seinen Jasskameraden hängen blieb. Seine Familie merkte zwar wenig von dieser Veränderung in der Lebensweise ihres Ernährers, denn vor Mitternacht steuerte dieser trotzdem nie seinem Haus und dem Bette zu, um die wankende Last abzuliegen.

Fortsetzung folgt.